

Die Mandschurei als wirtschaftliches und politisches Kraftfeld. VI

Autor(en): **Fochler-Hauke, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **16 (1936-1937)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mit welcher Schärfe sie das Bauerntum bedrohte, geht aus den Bauernschriften Johann Heinrich Pestalozzis deutlich hervor. Jeremias Gotthelf und Xaver Herzog haben den Prozeß schon in seiner vollen Entfaltung ¹⁾ erlebt und geschildert. Als sich die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Ländern und Erdteilen immer mehr verdichteten, wurde der Übergang von der alten zur neuen Wirtschaftsweise aus einer bloßen Versuchung, einer freien Entscheidung des einzelnen vollends zu einem Zwang für die bäuerliche Masse. Während des Weltkrieges hat die kapitalistische Form der schweizerischen Bauernwirtschaft vielleicht ihre höchste Blüte erreicht. Heute ist dem Bauernstand und der Agrarpolitik die schwere Aufgabe gestellt, zwischen den alten Überlieferungen, die da und dort noch in Bruchstücken lebendig sind, zwischen den „Errungenschaften“ der jüngeren Agrarentwicklung und zwischen den Erfordernissen einer neuen, harten Zeit den Ausgleich zu suchen. Von einer Lösung der Aufgabe sind wir noch weit entfernt. Dieser ungelöste Zustand der Schwebelage verschärft die kulturelle, soziale und politische Krise, welche zur Zeit unser Land erschüttert.

Die Mandchurei als wirtschaftliches und politisches Kraftfeld.

Von G. Fochler-Hauke.

VI. ²⁾

Auch in Japan gibt man zu, daß ein Krieg gegen die Sowjetunion ungleich gefährlicher sein dürfte, als es die Auseinandersetzung von 1904/5 gewesen ist. Damals war das Inselkernreich einfach unangreifbar. Heute aber ist die Bedrohung aus der Luft beängstigend. Hat sich auch die japanische Festlandsstellung gegenüber jener Zeit riesig gefestigt, so ist im Verhältnis zu 1904/5 die russische Stellung im Fernen Osten noch ungleich mehr ausgebaut. Damals war der ganze russische Ferne Osten abhängig in der Versorgung vom viele 1000 km entfernten Westen und nur eine einzige eingleisige Bahn diente dem Verkehr. Heute ist diese Bahn zweigleisig, aber, da sie streckenweise gefährlich nahe an Manchukuo entlang läuft, hat man in geradezu bewundernswerter Schnelligkeit und unter Nichtachtung aller Opfer an Menschen und Geld, einige 100 km weiter nördlich einen zweiten transbaikalischen Schienenstrang angelegt, der heute nahezu fertig und, infolge der atmosphärischen und Reliefverhältnisse, selbst für japanische Flugzeuge schwer erreichbar ist. Man hat aber darüber hinaus

¹⁾ Vergl. den Aufsatz: „Xaver Herzog und der Stand der Bauern“ in den „Schweizer Monatsheften für Politik und Kultur“ vom Jahre 1929.

²⁾ Vergl. Hefte 6, 7, 8, 11 und 12, XV. Jahrgang.

in der Maritimprovinz, bei Tschita und an der Irkutka, sowie an vielen anderen Stellen große Kraftwerke und Industrieanlagen, Mühlen, Munitions- und Uniformfabriken angelegt und ist heute in weit geringerem Maße vom Nachschub aus dem Westen angewiesen als früher. Die Grenzen gegen Manchukuo sind stark mit Befestigungsanlagen besetzt und, je nach Gelände, stehen an allen wichtigen Punkten Tanks oder bezw. und Flugzeuge ausreichend zur Verfügung. Nicht weniger als 800 Militärflugzeuge und nahe an 1000 Tanks sind heute in der Nähe der russisch-mandschurischen Grenze stationiert. Die Zahl der Unterseeboote, die zum Schutze der Maritimprovinz-Küste und für die Störung eventueller japanischer Truppenverschiebungen in den russischen Fernostgewässern stationiert sind, wird mit 650 angegeben. Im Ernstfalle mißt man auch in den Steppengegenden der Kavallerie eine große Bedeutung bei, die man auf große Leistungsfähigkeit gebracht hat und der japanischen weit überlegen weiß. Der berühmte und berühmte rote Marschall Blücher befehlt heute im Fernen Osten über 250 000 Mann, also über ein Heer, das zahlenmäßig fast die Stärke der gesamten stehenden japanischen Armeen erreicht. Und wenn auch die Unterhaltung eines solchen Heeres im relativ noch immer menschenarmen russischen Fernen Osten mit größten Schwierigkeiten verbunden ist, so hat man diese doch bislang erfolgreich überwinden können. Es sind dies auch nicht mehr Soldaten, die dumpf für einen Zar in Petersburg kämpfen und deren Offiziere zu einem Teil korrupt und unfähig sind, sondern man hat hier Menschen ausgewählt, die bewußt als rote Soldaten und vielleicht mehr noch als für die „rote Sache“ für russischen Boden kämpfen werden. Denn hier im Fernen Osten arbeitet man aus guten Gründen nicht mit internationalen Phrasen, sondern mit national-sowjetrussischer Propaganda, und zwar nicht nur unter der im allgemeinen sehr gut ausgerüsteten Armee, sondern auch unter der Zivilbevölkerung. Immerhin, die Hauptparole ist: Verteidigung auch des kleinsten Fleckchens des „roten Arbeiterstaates“ gegen den „gelben Imperialismus und Kapitalismus“. In den Zeitungen bringt man „abschreckende Beispiele“ von „Hungerlöhnen, sklavenhafter Kuli-, Frauen- und Kinderarbeit, und von den Palästen der Industrie- und Bankbarone“ Japans. Die Bevölkerung hat auch im Baikalsee- und Transbaikalgebiet weit weniger unter den bolschewistischen Methoden zu leiden als von Mittelsibirien an westwärts. Vor allem der ländlichen Bevölkerung gewährt man eine größere Freiheit, wohl auch schon deshalb, weil man dadurch die Möglichkeit einer ausreichenden Versorgung des Riesenheeres sieht, was bei extrem bolschewistischen Methoden wohl nicht der Fall wäre, wie die Zahlen der Kollektivproduktion (Cholchose) noch immer zeigen.

Wenn die Japaner im Falle eines Krieges mit inneren Unruhen in der Sowjetunion rechnen, so muß man dem gegenüber recht skeptisch sein, vor allem, wenn der Krieg nur auf die Ostfront beschränkt bliebe. Denn dann wäre das Heer durchaus imstande, alle etwaige Unruhen im Keime zu ersticken. Mit jedem Jahr wird ja auch die Zahl jener, die noch bewußt

ein Vorkriegsrußland gekannt haben, geringer, und immer stärker wird die Generation, die nur ein rotes Rußland kennt. Und es ist auch bezeichnend, daß unter den Flüchtlingen, die jedes Jahr zu einigen hundert die mandchurische Grenze überschreiten, fast nie junge Männer zu finden sind. Es bleibt nur noch der Zweifel an der Zuverlässigkeit — in politischer Hinsicht, denn technisch wird sie allgemein gut beurteilt — der roten Armee selbst. Da die Armee von streng ausgewählten „Roten“ geführt wird, dürfte man wohl Herr über alle etwaigen Unterströmungen sein und werden. Es ist auch kein Zweifel, daß gerade die gewaltige Militarisierung der Union in den Massen, mögen diese auch sonst keineswegs bolschewistisch fühlen, einen gewissen, sich steigenden „Sowjetnationalismus“ hervorgerufen hat. Und selbst Flüchtlinge aus der Roten Armee erzählen neben den von ihnen naturgemäß zu erwartenden Berichten von den herrschenden Mißständen, daß die überwiegende Mehrheit der Russen im Ernstfalle gegen einen äußeren Feind, und besonders gegen einen japanischen Angriff, sich glänzend schlagen würde. Auch heute soll noch, in Erinnerung an die japanische Kriegsintervention in Transbaikalien, dort die Abneigung gegen die Japaner sehr groß und das Schimpfswort „makaki“ (so viel wie „gelber Affe“) sehr im Gebrauche sein.

Es ist natürlich unmöglich, zu sagen, wer einmal die Auseinandersetzung im Fernen Osten beginnen wird; daß eine solche unausbleiblich sein dürfte, ist anzunehmen. Aber die außerordentlich komplizierten Verhältnisse können vielleicht noch lange Jahre lediglich politischer und Grenzplänkeleien folgen lassen, ehe die eine oder andere Macht zum Schlage ausholt oder ausholen muß. Die Sowjetunion hat vorläufig keinerlei Ursache, einen Krieg zu beginnen, da sie augenblicklich weder Raum, noch Märkte braucht, noch gefährlich bedroht ist. Ein japanisches Vordringen in der Außenmongolei würde dies entscheidend ändern. Japan hat ebenfalls alle Ursache, Krieg zu vermeiden, wenn es China durchdringen und seine Stellung im Norden festigen will. Aber gerade waffenstarrende Festungen hüben und drüben müssen mit der Zeit die Spannung unerträglich machen und kleine Reize können dann einmal zu plötzlichen und riesigen Explosionen führen. Gewiß gibt es japanische Armeekreise, die hoffen, einst Transbaikalien in einen „weißrussischen Pufferstaat“ umzuwandeln, der vollkommen unter japanischem Einfluß stünde und die Bedrohung aus dem Norden beseitigte. Zu diesem Zwecke hält man auch „weißrussische“ Generale bereit und bezahlt sie, wie den bekannten Ataman Semjonoff, um gegebenenfalls der Welt zu zeigen, daß Japan eigentlich mit der ganzen Sache nichts zu tun habe. Wenn man heute beginnt, die weißrussischen Flüchtlinge in einheitlichen Organisationen zusammenzufassen, die direkt der japanischen Kantung-Armee unterstehen, so wird man dies nicht ohne bestimmte Absicht tun. Einmal möchte man sich der Landeskenntnis dieser Russen versichern, zweitens sie sicher einmal an gefährlichsten Stellen als Vortrupp einsetzen, und drittens sie politisch gegenüber dem Auslande vertwerten.

Leichter als der Zeitpunkt einer fernöstlichen Auseinandersetzung — die zweifellos erbittert und langwierig sein würde — lassen sich ihre vermutlichen Hauptschauplätze und ersten Handlungen umreißen. Japan würde zweifellos zuerst einmal, und zwar mit Erfolg, die russische Fernostküste absperren, sodann Wladiwostok vom Meere aus und, mit Hilfe der neuen ostmandschurischen Bahnen, vom Lande aus angreifen und möglichst rasch zu erobern versuchen. Mit Kanonenbootflottillen, Lustangriffen und einem Vorstoß entlang der neuen Amurbahn nach Tabeiho würde es ferner versuchen, Wladowjeschtschonsk und Chabarowsk zu erobern und die russische Amurbahn lahmzulegen. Seine Hauptstoßkraft würde und müßte es jedoch weiter nach dem Westen verlegen und von seiner Operationsbasis in den Steppen der Innermongolei und der mandschurischen Barga nach der Außenmongolei richten, auf Tschita-Irkutsk zu; ein Gelingen dieser Hauptaktion würde es wohl zweifellos zum Sieger machen, da es dann von drei Seiten Transbaikalien „aufrollen könnte“. Die neuen Bahnen in Dschehol und nach der Barga würden sich bestimmt von größtem Werte erweisen; Befestigungsanlagen in dem vom Amur bis nach Dschehol östlich der Barga- und innenmongolischen Steppen sich erstreckenden Chingan-Gebirgssysteme bieten eine wichtige Rückendeckung; sowohl der Große Chingan wie die Barga sind längst zu besonderen Militärdistrikten erklärt worden, in denen Ausländer nur teilweise und nur nach besonderer Genehmigung seitens der Militärbehörden reisen dürfen. An der eigentlichen Amurgrenze, bezw. südlich und nördlich von ihr, können die Kampfhandlungen infolge der ausgedehnten, größtenteils überhaupt noch nicht erforschten Wälder (Großer und Kleiner Chingan auf mandschurischer Seite) nur sehr langsam vor sich gehen und die — nach mandschurischen Erfahrungen zu schließen — in Waldgebieten ungeübten und ungeschickt operierenden japanischen Truppen wären wohl hier im Nachteil. Die mandschurischen (also chinesisch-blütigen) Truppen könnten selbst nach japanischen Urteilen nur zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Hinterlande verwendet werden und kämen für Angriffskampfhandlungen im allgemeinen nicht in Betracht: einmal, da sie, trotz japanischer Führung, kaum den notwendigen Kampfwert aufweisen würden, andererseits weil man sich ihrer nicht ganz sicher fühlt. Die Mongolen der Mandchurei und Innenmongolei sind zweifellos weitaus verlässlicher und tapferer als die Manchukuo-Chinesen, aber sie gelten durchaus als in der moralischen und physischen Stärke den sowjetisierten Chalcha- und Außenmongolei-Mongolen unterlegen. Als von großem Nachteil würde sich im Falle einer kriegerischen Verwicklung Japans auf dem Festlande ein unausbleibliches Wiedervermehrten des Freischärlertums in der Mandchurei erweisen; in den letzten Jahren ist es der Kwantung-Armee und dem japanischen Gendarmeriekorps durch systematische Einkreisung und Aushungerung gelungen, Freischärler und echte Banden weitgehend auszurotten, nicht zum wenigsten durch rücksichtslose Zerstörung jener Ortschaften, in denen die Feinde des neuen Staates und Japans ihren

Rückhalt hatten. Die ungeschickte Innenpolitik der Japaner in Manchukuo macht die chinesische Bevölkerungshauptmasse und die koreanischen Siedler — trotz der Vorteile, die Neuordnung und wirtschaftlicher Aufbau im neuen Staate allen bieten — innerlich immer verbitterter. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß im oben erwähnten Falle die „Banden“ überaus zahlreich wieder auftreten würden; sie könnten vor allem durch Zerstörung von Bahngleisen und Überfälle auf Posten, Vorposten und Transportzüge größten Schaden anrichten. Ein Herumhorchen in der Bevölkerung — vor allem der Nord-Mandschurei — läßt erkennen, daß diese, wenn sie nun einmal mit einer Fremdherrschaft zu rechnen hat, eine russische der japanischen durchaus vorzieht. Als die Russen in der Nordmandschurei noch durch den Eisenbahnanteil große Vorrechte besaßen, schimpften die Chinesen über sie und wünschten ihre Vertreibung. In den nun fast fünf Jahren der japanischen Herrschaft hat man aber gesehen, daß der russische Einfluß im Vergleich zu den heutigen Zuständen noch recht erträglich war. Denn die Russen hatten sich um die Zivilverwaltung im allgemeinen nicht gekümmert und waren hier nicht als „Konkurrenten“ aufgetreten, während heute die Japaner Abertausende von Stellen bekleiden und überall allein nach ihrem Gutdünken handeln. Die tauglichen Männer der 40—50 000 russischen Emigranten in der Mandschurei — die Zahlen schwanken durch Ab- und Zuwanderung nach bezw. aus China dauernd — würden zweifellos von den Japanern möglichst vollzählig als Freiwillige oder gezwungen zu organisieren versucht werden. In dem als strategische Zone erklärten Gebiet des mittleren Tschol (Ost-Abhang des Großen Chingan) hat man auch mit bislang wenig Erfolg versucht, eine Art militärische russische Emigrantenkolonisation durchzuführen. Diejenigen, die freiwillig mit den Japanern gegen die Sowjetunion kämpfen wollen — es sind dies die älteren Jahrgänge und die Minderzahl — erhofften nicht nur ein „weißrussisches“ Transbaikalien und von dort dann die Aufrollung der ganzen Sowjetunion, sowie die Wiederherstellung des Zarentums, sondern sie sind auch davon überzeugt, sich sodann auch alsbald vom japanischen Einfluß befreien zu können. Nüchtern beurteilt, müssen diese Menschen als hoffnungslose Optimisten angesehen werden, die unfähig sind, ihre eigene Kraft oder die der Japaner und Sowjetunion auch nur einigermaßen richtig einzuschätzen. Ein Teil der jüngeren Emigranten wünscht für den Fall, daß die Japaner nach Transbaikalien einmarschieren sollten, gegen sie zu kämpfen, da sie bei aller Sowjetabneigung nicht wünschen, daß „russische Erde“ japanisch werde. Und ein letzter Teil der Emigranten, ebenfalls jüngere Kreise, betrachtet sich sozusagen als verstoßen und nirgendwo hingehend und würde einfach im Falle eines Krieges in die Wälder gehen und „Partinentenkämpfe“ auf eigene Faust führen.

Es ist selbstverständlich, daß diejenigen Russen, die nicht ausgesprochen projapanisch sind, ihre Meinung nicht öffentlich kundtun. Hätten die russischen Emigranten eine starke Führung besessen, so wären sie durchaus im-

stande gewesen, einen für Kolonisation in Betracht kommenden Teil der Mandschurei zu erobern und dort sich eine neue Heimat zu gründen. Aber sie waren und sind, wie es nun einmal meist Emigrantenschicksal ist, hoffnungslos zerplittert und wirklichkeitsblinde Fantasten.

Die Sowjetunion hat zweifellos in der Luftwaffe und in der starken Motorisierung ihrer Fernostarmee Hauptstützen; in beiden ist sie auch zweifellos den Japanern überlegen, die trotz aller großen technischen Leistungen — mehr aus Energie und nachahmender, denn aus eigentlicher Schöpfungskraft erwachsen — bisher nicht vermochten, es im Flugwesen den andern Großmächten gleichzutun oder besondere Rekorde aufzustellen. Die Sowjets sind sich auch bewußt, daß sie zwar wertvolle fernöstliche Stützpunkte unter Umständen verlieren, aber durch Japan nicht in den eigentlichen Lebensadern getroffen werden könnten. Andererseits hoffen sie durch zielbewußten und rücksichtslosen Einsatz eines Hauptteiles ihrer Bombengeschwader schon in den ersten Tagen der Kriegshandlungen Japan in der Zerstörung der Industriezentren um Osaka und Tokio lähmenden Schaden zuzufügen. Flugzeugangriffe sollen außerdem andauernd die mandschurischen Bahnen zerstören und den japanischen Truppennachschub zu Lande ebenso hindern wie die russischen Unterseebootflottillen zur See es als Aufgabe hätten. Da auch die Japaner mit die meisten — im Ernstfalle allerdings noch nicht erprobten — Unterseeboote besitzen, würden die Kampfhandlungen zu Wasser von großer Bedeutung sein. Die Sowjets hoffen durch die starke Einsatzmöglichkeit ihrer motorisierten Truppenteile eine vorübergehende Zerstörung transbaikalischer Linien oder etwa der geplanten strategischen Bahnverbindung vom Baikalseegebiet nach Ulan-Bator, der außenmongolischen Hauptstadt, ertragen zu können. In den Waldgebieten des Amurbereiches glauben sich wohl die Russen berechtigt den Japanern gegenüber ebenso im Vorteil wie bei Verlegung oder Verlängerung der Auseinandersetzungen in den Winter hinein; die japanischen Soldaten erleiden trotz der Abhärtungsmaßnahmen in der Mandschurei im Winter allmonatlich hunderte von Kranken durch Erfrierungen; bei den Räuberexpeditionen japanischen Militärs benehmen sich nach den Aussagen der stets als Führer mitgenommenen weißrussischen oder einheimischen Jäger die Japaner ebenso unsicher wie ungeschickt. Die Sowjetoperationen dürften darin bestehen, die östlich Tschita gelegenen Gebiete einschließlich Wladiwostoks defensiv zu sichern, die Japaner mit Hilfe der motorisierten Truppen und unter Einsatz der glänzend ausgebildeten Kavallerie aus den für diese Truppenteile so günstigen Kampfzonen der Barga- und innenmongolischen Steppen zurückzudrängen, um nach Möglichkeit die Entscheidung in die zentrale Mandschurei oder, bezw. und, nach Nordchina zu verlegen. Als großes Hindernis ist die notwendige Überwindung des Großen Chingan und der Gebirge Dschehols zu betrachten. Ein wichtiges Kampfmittel der Russen wäre zweifellos die „revolutionäre“ Propaganda unter den Chinesen, Koreanern und Mongolen und die Unterwühlung der ja-

panischen Zivilverwaltung auf dem Festlande. Wie die Verhältnisse sich zu entwickeln scheinen, haben die Sowjets, je länger sie Zeit gewinnen, durchaus Aussicht, ihr Land erfolgreich zu verteidigen, ja sogar Japans Festlandsstellung in einem Kriege zu erschüttern, vor allem, wenn die europäische Front nicht verteidigt werden muß und wenn China eine japanische Verwicklung zu seinem Vorteil auszunutzen versuchen sollte.

Die Haltung Chinas gegenüber der japanischen Ausdehnungspolitik erscheint für den ersten Augenblick unverständlich. Wie kann ein Volk von über 450 Millionen sich fast widerstandslos von dem zahlenmäßig ungleich schwächeren Inselvolk sich vergewaltigen lassen? Ist wirklich China heute nichts als Chaos, sind seine Menschen wirklich so feig, unmilitärisch, seine Führer so unfähig, geldsüchtig und korrupt, wie es in ausländischen Blättern immer wieder zu lesen steht? Es ist hier nicht die Aufgabe, das chinesische Problem zu behandeln, aber einige Sätze müssen dennoch darüber angefügt werden. Das einst universalistisch ausgerichtete, auf dem Familienprinzip aufgebaute chinesische Staatsethos war zwar seit Jahrtausenden getragen von einer festgefühten Kulturgemeinschaft, der aber notwendig ihrem Ideengehalt nach das Nationale, Volksbewußte fehlen mußte. Westliche wirtschaftliche und geistige Einflüsse begannen im vorigen Jahrhundert dieses Kultur-, Staats- und Sozialgefüge scharf anzunagen und als später, d. h. 1911, die Revolution das Kaisertum hinwegfegte, da trieb sozusagen der ganze heterogene Reichskörper ohne Steuer und einheitliche Idee in eine Flut der Wirrnisse. Es ist jedoch kaum daran zu zweifeln, daß durch die Revolution, mochte und mag sie auch vorerst mehr zerstören als aufbauen, notwendig war, um das Skelett der hohen chinesischen Kultur- und Geisteskraft von all' dem faulen Fleisch zu befreien, das jede Entwicklung verlegte. Die vielfach auf amerikanisch-westlichen Voraussetzungen aufgebauten Gedankengänge eines Sun-Yat Sen können nicht mehr sein als Krücken, mit deren Hilfe der heutige chinesische Staat und das — rassistisch recht gemischte — Volksgefüge sich solange bewegen müssen, bis eine vollkommene geistige Erneuerung ein freies Schreiten ermöglichen wird. In Chiang-Kai Shek hat heute China die vielleicht größte lebende Führerpersönlichkeit Ost-Asiens; Chiang geht seine Wege des Aufbaues mit unbeirrter Entschlossenheit und neben seinen hervorragenden geistigen, soldatischen und politischen Fähigkeiten ist vielleicht seine „Zivilcourage“ am meisten zu bewundern. Er achtet nicht der Haßgesänge nationalistischer Ideologen ohne Macht und klares Ziel, verschmäh't billige Triumphe und Beliebtheit, verhandelt klug und gemäßigt mit seinen ärgsten inneren und äußeren Feinden. Er weiß, daß es heute unmöglich ist, den ganzen alten Reichskörper politisch zusammenzuhalten. Wenn auch sein Bestreben sein muß, weitere Abbröckelungen nach Möglichkeit zu verhindern, so ist doch sein Ziel vorerst die vollkommene Reorganisierung des chinesischen Kernraumes südlich und nördlich von Yang-tse-kiang, der Neubau von Heer, Verwaltung und Wirtschaft und des Sozialgefüges. Das geistige Ziel ist der

Einbau des westlichen, technisch-naturwissenschaftlichen Gedankengutes in ein gereinigtes und gehärtetes chinesisches Wesen. Nur von einem so gestählten und erneuerten chinesischen Kernraum aus kann einst daran gedacht werden, den ganzen Volks- und Reichskörper — der die Bevölkerung und Größe eines Erdteils besitzt — zu erfassen. Wann diese Ziele erreicht werden können, kann niemand sagen, aber daß sie erreichbar sind, läßt die noch vorhandene chinesische Wurzelkraft erhoffen. Äußere Einflüsse, eine vollkommene japanische Vorherrschaft, sie können die Entwicklung ebenso hemmen wie fördern.

Auch nicht alle chinesischen Generale und Staatsmänner, die heute in Nordchina und Manchukuo mit Japan zusammenarbeiten, sind von vornherein als Verräter zu bezeichnen. Viele von ihnen sehen die Unmöglichkeit, heute sich mit Erfolg den japanischen Forderungen zu widersetzen, und arbeiten mit den Feinden in geheimer Verfolgung ganz anderer, ferner Ziele. Jeden Chinesen hält auch bei aller Unterdrückung das Bewußtsein aufrecht, daß das chinesische Volk nicht zu zerstören ist und ein Chinese unter allen Umständen immer Chinese bleibt. Und so ist man davon überzeugt, daß alle Bahnen und alle Straßen, die von den Japanern gebaut werden, alle Entwicklung, die von den letzteren in Verfolgung höchsteigener Ziele angestrebt wird, letztlich doch den Chinesen zugute kommen, die bislang noch immer schließlich jede Fremdherrschaft überdauert haben. So sind ja auch einst die Eroberungen der mongolischen und mandschurischen Fremdherrscher nicht ihren eigenen Völkern, sondern dem beherrschten Chinesentum zum Vorteile geworden. Daß China die Verwicklung Japans in einen Krieg mit Rußland nach allen Kräften zu seinen Gunsten auszunutzen und dadurch die japanische Lage sehr verschärfen würde, dürfte unausbleiblich sein.

Europa ist heute nicht mehr in der Lage, seinen Einfluß in der ostasiatischen Entwicklung entscheidend in die Waagschale zu werfen. Europäischer Geist hat vieles vom alten Gut der Völker Asiens zerstört, aber er hat ihnen wohl überhaupt erst die Möglichkeit zu weiterer Entwicklung aus starr gewordenen Formen gegeben. Die Ausdehnung und Behauptung der japanischen Vormachtsstellung in Ostasien müßte sich in der Folgezeit als eine weitere wirtschaftliche Bedrohung der weißen Industrieländer auswirken; andererseits wäre aber auch ein siegreiches Vordringen der Sowjetunion von ähnlichen Folgen begleitet. Auch die Sowjetunion ist heute mehr von asiatischem als von europäischem Geiste getragen und welcher von beiden siegt, kann erst die Zukunft lehren. Und in den Vereinigten Staaten verschiebt sich das russische Verhältnis dauernd zu Ungunsten des abendländischen Geistesart verkörpernden mittel-, west- und nordeuropäischen Bevölkerungsgrundstockes. Alle „farbigen“ Völker sind mit Hilfe der Mittel, die ihnen das Abendland in die Hand gegeben hat, in voller Auflehnung gegen das letztere begriffen und ihre stärkere Vermehrungsfähigkeit engt den Lebens- und Behauptungsraum und damit auch die Lebensmöglichkeiten

weißer Artung und Gefittung dauernd ein. Werden die weißen Völker, die das heutige Antlitz der Erde bestimmend prägten, fortfahren, sich selbst zu zerfleischen und zu vernichten?

(Ende.)

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Bundesversammlung / Nochmals Duttweiler / Mehr Unabhängige! / Wehrevorlage / Völkerbund / Stützt Hausmann!

Die Frühjahrsession des Eidgenössischen Parlaments hat, im Vergleich zu der interessanten, ja aufregenden Januarsession, nichts irgendwie über den üblichen Rahmen Hinausgehendes gezeitigt. In den Gebieten der Wirtschafts- und Finanzpolitik waren es vornehmlich die zwei Kapitel Milchpreisstützung und Alkoholverwaltung, die die Gemüter in einem etwas größeren Maße zur Wallung brachten. An sich wird niemand bestreiten können, daß eine staatliche Stützung des Milchpreises im Interesse der Landwirtschaft unerläßlich ist, denn mit den heutigen Produktionspreisen kann der Bauer, angesichts unserer immer noch hochgeschraubten Lebenshaltung, niemals auskommen und trotz der Stützung ist der dem Bauer verbleibende Gewinn immer noch äußerst bescheiden. Leider scheinen sich nun aber unter den Strahlen dieser Subventionssonne nicht nur der arme Bauer, sondern außerdem gewisse Leute erwärmt zu haben, die es nicht unbedingt nötig hätten und vor allem scheint in den Bezirken dieser merkwürdigen Gesellschaft, die sich die *Räjeunion* nennt, Verschiedenes gegangen zu sein, das nicht unbedingt für das Licht der Öffentlichkeit bestimmt ist. Mit Recht hat die „Eidgenössische Zeitung“ bemängelt, daß auch in diesem Punkte wieder, wie schon so oft, unsere Behörden und unsere große Presse es nicht gewagt hätten, den Deckel vom Güllenfaß zu ziehen. Und so kam es, daß Herr Duttweiler und seine Leute vor dem Volk das Verdienst in Anspruch nehmen können, soweit wie möglich die Mißstände aufgedeckt zu haben, die zu verschweigen unsere Behörde und andere Leute merkwürdigerweise für richtig fanden. Man hat bei solchen Dingen immer das Gefühl, es hänge irgendwie einer am andern und es wärsche die eine liebe Hand die andere liebe Hand. Das ist aber menschlich und wohl nie gänzlich wegzubringen und es soll nur nicht wieder einer kommen und sagen, das sei die Schuld des „Systems“, denn so billig sind solche Probleme, die viel tiefer liegen, nicht zu lösen und wir glauben wohl richtig zu vermuten, wenn wir sagen, daß solche Dinge auch unter einem anderen Regime nicht selten vorkommen sollen!

Ob wir wohl bereits Anlaß haben, unser Urteil bezw. unsere Prognose bezüglich des Herrn Duttweiler und seiner übrigen sechs Aufrechten, die wir im Februarheft äußerten, zu korrigieren? In dieser Session hatte man schon eher das Gefühl, daß Duttweiler sich an das schlüpfrige Parkett des Nationalrates bereits einigermaßen gewöhnt habe, wobei immerhin zu bemerken ist, daß die Dinge, bei denen er hervortrat und verdienstvoll hervortrat, recht eigentlich seine eigenen Steckenpferde darstellen, auf denen er schon in den Migrosinseraten immer herumgeritten ist. Aber es läßt sich nicht bestreiten, daß Duttweiler nicht nur in der Käseunionsfrage geschickt gehandelt hat (wenn es ihm auch nicht gelang, die Mehrheit des Rates hinter sich zu bringen), sondern vor allem die Debatte über die Alkoholverwaltung geschickt führte und bei der Abstimmung zwar wieder nicht die Mehrheit, aber doch einen ganz beträchtlichen Achtungserfolg